

Das Heilige als Jenseits, seine Transzendenz als Gedachtes und Gesolltes allein genügt nicht. Es will auch erfahren werden, immanent, sinnhaft gegenwärtig in der natürlichen Vernünftigkeit.

Hermann Timm

Dem Glauben Gestalt geben

Die Weitergabe des Glaubens an zukünftige Generationen ist allenthalben zum Problem geworden: kaum eine Analyse der Situation von Glaube und Kirche, die sich dieser Frage nicht zu stellen versucht. Wobei es bei der Frage selbstverständlich nicht um ein Interesse an pastoraler Futurologie geht, sondern man jetzt schon mit dem Eindruck lebt, das Christentum könnte nach und nach unmerklich verdunsten, kein dramatisches Ende, kein Zusammenbruch unter den entsetzten Augen seiner Beobachter, eher ein lautloses Verschwinden von der Bühne des Lebens. Geradezu nostalgisch erinnert man sich da an Zeiten, in denen wenigstens noch kämpferisch die Existenz dessen bestritten wurde, den die eigene Verkündigung als den den Menschen Nahen vorstellt. Während man selbst diesen Gott als das Heil schlechthin verkündet, den Glauben an ihn als ein heilbringendes Geschenk, breitet sich bei vielen Zeitgenossen eher das Gefühl eines müde-desinteressierten „Es geht auch ohne“ aus.

Brauchen wir eine Konzentration auf die verbindliche Glaubenslehre?

Bei der Frage nach einer möglichen Reaktion auf diese Situation gibt es inzwischen verschiedenste Überlegungen: Da sind zum einen Vorschläge, in welchen neuen bzw. wiederentdeckten alten Sozialformen Glaubensunterweisung in Zukunft geschehen könne. In dem Zusammenhang ist vielfach die Rede von einem verstärkten Angebot eines Erwachsenenkatechumenats, von größeren Anforderungen an die Familie als einem privilegierten Ort der Glaubensweitergabe, aber auch von neuen Aufgaben in der Jugendpastoral und einer Besinnung der verschiedensten kirchlichen Gruppen, Gemeinden und Gemeinschaften auf ihre missionarische Grundausrichtung in einer Gesellschaft, in der das Christentum (was mehr umfaßt als lediglich kirchliches Handeln im engen Sinn) eine weitaus weniger prägende Rolle spielen wird, als dies hierzulande beispielsweise noch in der Nachkriegszeit der Fall gewesen ist. Neben solchen eher

strukturellen Überlegungen geht es dabei jedoch immer auch um die Frage, inwieweit eine stärkere *Konzentration auf die verbindliche Glaubenslehre*, wie sie die Kirche verkündet, vonnöten ist und eine angemessene Antwort auf die schwieriger werdende Lage bei der Weitergabe des Glaubens sein kann. Ihren konkretesten Ausdruck findet diese Tendenz in der Forderung nach Erstellung und Verwendung einer systematischen Darstellung der Glaubenslehre in einem Katechismus.

Hinter der Forderung nach einer systematischeren Verdeutlichung der verbindlichen Glaubenslehre vor dem Hintergrund einer schwieriger gewordenen Lage bei der Weitergabe des Glaubens in Katechese, Verkündigung, Religionsunterricht sowie einer nachlassenden Gestaltungskraft des Glaubens für das alltägliche Leben treffen sich ein ganzes Bündel von Beweggründen, die keineswegs alle über einen Leisten zu schlagen sind: Das reicht von einer weithin statischen und immer noch ungeschichtlichen Vorstellung vom „ganzen“ Glauben bis zur Beobachtung vieler Pädagogen und Katechetten, daß elementares religiöses Wissen rapide abnimmt. Da ist die Annahme zu hören, daß eine im Laufe der Nachkonzilszeit sich von kirchenamtlichen Vorgaben freier entwickelnde Theologie sowie die Aussage des Konzils selbst von einer Hierarchie der Wahrheiten in einem Ausmaß zu einer Pluralisierung im Bereich der Glaubenslehre geführt habe, daß die Erarbeitung einer Glaubenslehre mit einem höheren Verbindlichkeitsgrad dringend notwendig sei. In dem Zusammenhang ist auch die Befürchtung zu hören, eine systematische Darstellung und Information über den Glauben sei schon deshalb notwendig, weil inzwischen vielfach eher die *subjektive Nachfrage* als das *objektive Angebot* im Verkündigungsprozeß bestimmend geworden sei. Die Christen würden sich mithin zu wenig als die Hörer des Glaubens verstehen und sich zu sehr nach den jeweils eigenen Bedürfnissen selektiv Teile der Glaubenslehre aneignen, ohne sich aber die Mühe zu machen, sich auch solchen Elementen der Glaubensüberlieferung auszusetzen, die nicht glatt ins wandelbare Vorverständnis hineinpassen. Auch wenn die Unterschei-

ding zwischen der subjektiven Nachfrage und dem objektiven Angebot wohl kaum so messerscharf vorzunehmen sein dürfte, wie dies manchmal versucht wird, so ist an dieser Beobachtung durchaus etwas dran: Wo Glaube immer nur der rundherum wohltuende Glaube ist und keine Kraft mehr findet dazu, die Glaubenden und die Plausibilitäten ihres Lebens in die Krise zu führen, wo immer nur der liebe Vater, kaum jedoch der zürnende und richtende Gott eine Rolle spielt, da bekommt der Glaube Schiefelage.

Unwissenheit über den Glauben oder Unfähigkeit zu glauben?

Daß bei dem einen oder anderen der Ruf nach einer größeren lehrmäßigen Sicherheit auch lediglich Sehnsüchte nach einer sich autoritärer gebärdenden Kirche verdeckt, wird man allerdings auch nicht bestreiten können. Im übrigen wären nicht nur haus-, sprich: kirchengemachte Gründe für ein verstärktes Pochen auf Verbindlichkeit zu nennen: Der allgemeine Bedeutungsschwund religiöser und weltanschaulicher Systeme hat zu einem größeren Orientierungsbedürfnis auch in Glaubensangelegenheiten geführt: In dem Maße, wie Konventionen, Wertvorstellungen, Bindungen auf Grund von Traditionen an Kraft verlieren, wächst auch das *Bedürfnis nach klareren Unterscheidungen*; insofern sind traditionalistische Einstellungen nicht weniger zeitgeistabhängig als „progressive“.

Was immer nun hinter der Forderung nach mehr Glaubenssicherheit an berechtigten und weniger berechtigten Motiven stecken mag, es bleibt die Frage, ob in der derzeitigen Situation von Glaube und Kirche der Mangel an Glaubensinformation wirklich *der* Faktor ist, der die Weitergabe des Glaubens langfristig bedroht. Oder anders gefragt: Ob eine verstärkte Orientierung an der verbindlichen Glaubenslehre einer möglichen Verdunstung des christlichen Glaubens Entscheidendes entgegenzusetzen hätte. Sollte der Glaubensschwund wirklich darin begründet liegen, daß die Menschen über den Glauben der Kirche zu wenig wissen? Besteht nicht vielmehr die Gefahr, daß man sich durch das Setzen auf einen vermeintlichen Mangel an Darstellung der verbindlichen Glaubenslehre über tiefer liegende Gründe für den Glaubensschwund folgenreich hinwegtäuscht? Die Ursache für die zum Problem gewordene Weitergabe des Glaubens dürfte nicht so sehr in einer, wenn dieser Vergleich gestattet ist, mangelhaften Kenntnis gängiger Rechtschreibregeln zu suchen sein, sondern in einem grundlegenden *Analphabetismus in Sachen Glauben*, und zwar einem Analphabetismus, der selbst nichts von der eigenen Existenz weiß, insofern auch kaum Kräfte zur Überwindung dieses Zustands entwickelt. Unser Problem scheint nicht so sehr zu sein, daß zu viele Zeitgenossen nicht wissen, was sie als Glieder der Kirche zu glauben haben und folglich der Gemeinschaft der Glaubenden den Rücken kehren, sondern daß sie schlicht verlernt haben zu glauben. Die

Frage heißt also weniger: Welcher Glaube ist der wahre Glaube? sondern: Was ist das, glauben? Wir haben es noch mehr mit einer verbreiteten Unfähigkeit zu glauben zu tun als mit Unwissenheit über den Glauben.

Solche Feststellungen gerieten in den falschen theologischen Hals, würden sie so verstanden, als sollten hier Glaubensakt (*fides qua*) und Glaubensinhalt (*fides quae*), letzterer womöglich enggeführt auf das, was lehramtlich definiert ist, auseinandergerissen oder gegeneinander ausgespielt werden, so als gäbe es eine reine Gläubigkeit jenseits positiver Glaubensaussagen oder Glaubensaussagen, die ein Glaubender lediglich als solche abstrakt für wahr halten sollte, ohne in diesen Glauben auch im Sinne eines personalen Vertrauensverhältnisses hineinzuwachsen. Es geht auch nicht darum, nach einer Periode, in der gerade der römisch-katholische Teil der Christenheit den Glauben zu sehr als das Für-wahr-Halten von Glaubensaussagen verstanden hat, nun das andere Extrem als das allein seligmachende hinzustellen. Insofern geht es hier auch keinesfalls um die Frage Katechismus ja oder nein. Daß eine kirchliche Gemeinschaft von Zeit zu Zeit auf dem Stand theologischer Forschung mit einer gewissen amtlichen Verbindlichkeit ein Kompendium dessen erarbeitet, was man zum jeweiligen Zeitpunkt unter dem Glauben versteht, das muß so rückwärtsgewandt, wie das hier und da von Kritikern dargestellt wird, nicht sein. Angesichts von Teilen der Kirche, die von der Versuchung nicht unberührt sind, sich ins Religiöse und Fromme zu flüchten, könnte der Rückgriff auf eine Glaubenslehre, die durch den Scheuersack einer rational verantwortbaren Darstellung gegangen ist, u.U. sogar als nötiges und heilsames Gegengewicht von Bedeutung sein.

Die Entscheidung für oder gegen den Glauben wird auf einer anderen Ebene gefällt

Wenn in diesem Sinn eine verstärkte Information über Glaubensinhalte auch sehr notwendig ist, so dürften damit trotzdem nicht eigentlich die Ursachen unserer Schwierigkeiten bei der Glaubensverbreitung angegangen sein. Trotz all des Geredes über eine angebliche Rückkehr des Religiösen haben es Seelsorger in ihrer alltäglichen Arbeit weiterhin vor allem mit einem *elementaren Unverständnis für religiöse Vollzüge* überhaupt zu tun. Vor diesem Hintergrund sieht es manchmal so aus, als mache sich die Kirche zwar für Fragen der vierten und fünften Ebene stark, während sie die erste und zweite voreiligerweise als bereits geklärt voraussetzt. Bevor man sich in die weiten Verästelungen der kirchlichen Lehre verliert, müßte es vielleicht zunächst einmal darum gehen, so etwas wie religiöse Nachfrage zu wecken. Wie sollen Menschen auf den ihnen in kirchlicher Verkündigung vorgestellten Anruf Gottes antworten, wenn sie nicht ein gewisses Sensorium ausgebildet haben, mit dem sie den Anruf aufzuspüren in der Lage sind? Wie soll je-

mand auf den Gedanken kommen, Gott für irgend etwas zu danken, wenn er sonst in der Haltung zu leben gewohnt ist, daß das, was er besitzt, erhält und ist, ihm auf Grund von Leistung oder Rechtsanspruch zusteht und er folglich meint, niemandem Dank schuldig zu sein? Wie soll man Gottesdienst feiern, wenn man nie recht zu solchem zweckfreien Tun angeleitet wurde und dies nie bereichernd erfahren hat? Um glauben zu können, braucht es so etwas wie eine religiöse Musikalität, die nicht durch eine noch so gescheite Unterweisung in Musikgeschichte und Harmonielehre ersetzt werden kann.

Wenn die Weitergabe des Glaubens wieder gesichert werden soll, dann wird es darauf ankommen müssen, heutigen Menschen deutlich zu machen, daß der Glaube etwas ist, was das Leben insgesamt tragen kann, daß niemand damit seine Individualität aufgibt, sondern im Gegenteil, gerade in seinem Subjektsein ernst genommen wird, daß der schleichende Verlust an religiösem Ausdruck für den Menschen alles andere ist als ein Gewinn. Auch wenn dieser Begriff in mancherlei Hinsicht mißbrauchbar ist, so ist die *Ermöglichung religiöser Grunderfahrung* mindestens ebenso wichtig wie der Verweis auf eine in Jahrhunderten gewachsene Glaubenslehre. Es ist eine alltägliche Erfahrung, daß Menschen, die den Glauben als für sich prägend erleben, sich auf seinem Hintergrund ihr Gewissen bilden und mit ihm nicht nur den Sonntag, sondern auch Beruf und Alltagsleben zu bestehen versuchen, die Entscheidung über Zugehörigkeit bzw. Nichtzugehörigkeit zur kirchlichen Gemeinschaft, für oder gegen den Glauben auf einer ganz anderen Ebene fällen, als auf der wortreicher Auseinandersetzungen um Dogmen und Glaubensinhalte. Entsprechend mag die Kirche eine noch so orthodoxe Glaubensverkündigung betreiben, wenn es ihr jedoch nicht gelingt, zusammen mit den Glaubenden die nötigen Orte und Gelegenheiten zu gestalten, in denen Zugang zu religiöser Erfahrung versucht wird, in denen Nachfolge und alltägliche Lebenspraxis als Glaubende eingeübt werden kann, hilft ihr dies nichts.

Darüber hinaus müßte man gerade im katholischen Raum auch mit dem Glaubensinhalt anders umzugehen lernen. Daß Glaubensbekenntnisse und deren Auslegung zur Konstituierung einer Gemeinschaft von Glaubenden unverzichtbar sind, ist nicht umstritten für eine Glaubensgemeinschaft. Es müßte aber wieder stärker gesehen werden, daß der Versuch, den Glauben auszulegen, ein letztlich *unabgeschlossener Vorgang* bleibt, daß auch noch so zentrale Glaubensaussagen insofern relative Größen sind, als das Geheimnis Gottes und damit auch des Menschen in menschlicher Sprache schlechterdings nicht aussagbar ist. Selbstverständlich hat das die Theologie immer gewußt – die kirchliche Verkündigungspraxis sieht aber bis heute keineswegs so aus, als habe man dieses Wissen auch wirklich verinnerlicht. Eine Glaubensgemeinschaft, die sich offensiver um ein immer neues Ausdrücken des Glaubensgeheimnisses bemüht, müßte bei der Be- und Verurteilung von Glaubensauslegungen

bescheidener auftreten. Die negative Theologie müßte in ihr eine größere Rolle spielen. Sie würde nicht nur wortreich über das Geheimnis, dem sie sich verpflichtet weiß, *reden*, sondern sie würde auch mehr *schweigen*. Sie käme nicht umhin, manches bewußt auch in der Schwebe zu lassen. Sie würde Endlichkeit nicht nur der „Welt“ predigen, sondern auch ihre eigenen Fähigkeiten, das Geheimnis in Worte, Gesten, Darstellungen, Zeichen zu fassen, als begrenzter verstehen. Vielfalt im Glaubensausdruck müßte sie als selbstverständlicher ansehen, statt eine einseitig dogmatisch begründete Selbstgewißheit zu demonstrieren.

Den Glauben aus seiner satzhaften Unanschaulichkeit herausholen

Und gerade weil dies so ist, dürfte die Kirche aber auch selbstbewußter gegen eine unangemessene Spiritualisierung die Legitimität der eigenen Versuche einklagen, das Geheimnis des Glaubens in menschlicher Sprache auszusagen. Wobei Sprache in diesem Fall die verschiedensten unter Menschen gebräuchlichen Mitteilungsarten umfaßt: Poesie, Musik, darstellende Kunst dürften bei der Realisierung dieser Aufgabe die natürlichen Verbündeten der Glaubenden sein und nicht ihre traditionellen Gegner. Glaube lebt in der Spannung zweier legitimer Gegenbewegungen: einerseits das grenzenlose Bedürfnis nach Auslegung bzw. Neu-aussagen-Wollen des Glaubens, andererseits der ständige Prozeß der Konzentration auf das Wesentliche. Zeiten barocker Proliferation religiöser Symbolik und Zeichen müssen protestantisch anmutende Zeiten strenger Auslese gegenüberstehen. Z.Z. dürfte eine besondere Notwendigkeit zu verstärkten Anstrengungen bestehen, *den Glauben aus seiner satzhaften Unanschaulichkeit herauszuholen* und so die Menschen für Transzendenzerfahrung neu zu öffnen. Kirche steht nicht einfach als eine auf das Transzendente ausgerichtete Größe neben einer dem Immanenten verhafteten Welt; Kirche lebt gerade dort, wo sie das Transzendente im Immanenten zur Darstellung bringt, und sich dennoch immer ihrer eigenen Begrenztheit bewußt ist.

Die Weitergabe des Glaubens an zukünftige Generationen würde u.U. dadurch erleichtert, wenn man sich bemühte, dem Glauben stärker Gestalt zu geben in der ganzen Bandbreite kultureller Gestaltungsformen, die denkbar sind. Erst ein Glauben mit einem solchen kulturell geformten Rückgrat kann auch Durststrecken der Verflachung und des Bedeutungsschwundes durchstehen. Wo Glaube jedoch auf das Für-wahr-Halten von Sätzen reduziert ist, da bleibt im Fall eines Glaubensschwunds gar nichts mehr, an das sich irgendwann einmal wieder anknüpfen ließe, das die Erinnerung an einen das Leben tragenden Glauben wachhalten könnte. Im übrigen gilt für die Weitergabe wie den Erhalt des Glaubens in einem viel umfassenderen Sinn, als dies mancher Streit um Orthodoxie und Orthopraxie vermuten läßt: Der Glaube will getan sein.

Klaus Nientiedt